

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 27

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schweizer Frauenzeitung

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gessner-Verlag, Schweizer Frauenrat, Zürich

Interaten-Annahme: Dufourstrasse 1, Winterthur, Telefon 1844, sowie deren Filialen, Volkshaus-Rosto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Dufourstrasse 1, Winterthur, Telefon 1844, C. Winter, A.-G. Telefon 2752

Interaktionspreis: Die einpaltige Monatszeitschrift über auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Resten: Schweiz 30 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffre für 30 Rp., keine Verbindlichkeit für Placierungsmöglichkeiten der Inserate / Inseratenpreis Montagabend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.30. Auslands-Abonnement per Jahr Fr. 12.50. Einzelnummern kosten 20 Cent. Einmalig auch in sämtlichen Postämtern. Abonnements-Einzahlungen auf Postch. Konto VIII b 58 Winterthur

Wochenschronik.

Schweiz.

Mit seltener Ausdauer hält die politische Bodenkonzentration an bis hinein in die sommerliche Ferienzeit. Es mag die Abendsonne noch so verlockend über der Landschaft liegen, es fesseln sich die dummen Verfallenskräfte da und dort im Lande herum mit einer zur politischen Untertunne erwachten Jugend, mit bekannten Politikern, mit politischen Gegenständen und mit solchen, die bislang vornehm abstrahieren haben und andere die Kämpfe um nationale und internationale Freiheit auskosten lassen. Auch die Frauen tun mit. Bei grossen Tagungen der Mittelländischen Frauenvereine ist sie besonders zahlreich anwesend. Da und dort begründet man sie als „Mittelländische“, aber im Verlaufe der Verhandlungen stellt man sich ihnen die Rede zu sein. Man spricht wohl über die wirtschaftlichen Interessen der unteren Lande das Durchhalten in schwerer Zeit ermöglichen, aber der politischen Freiheit, welche die Frauen in unserer Demokratie bilden, bebekt man nicht — auch da nicht, wo man dies hätte erwarten können, nämlich in den 8 Tagen, die die Totalrevision der Bundesverfassung auf ihr Banner geschrieben haben.

liberalen Frauen in ihrer Bewegung sässen. Doch liess sich in der Diskussion eine weibliche Stimme hören. Frau Kimmert-Kren, eine bekannte Rechtslerin der Freigeld-Theorie, trat nicht für politische Demokratie, wohl aber für die letzte Substanz ein. In einer anderen Veranstaltung sprach wurde von den Frauen im Staate g-proben, an Vorlesungsbüchern der Zürcher Studenten, an dem Nationalrat Dr. C. E. i. sich über das Thema „Kritik und Aufbau“ hören liess. Leider bringen wir keinen ausführlichen Bericht über den Vortrag, doch ist es interessant, festzustellen, dass man aus ein demselben Satzung gerade das Gegenteil herauszöhen kann, je nachdem man hören will. Nach einem Bericht der „N. Z.“ soll sich Dr. C. E. i. folgendermassen geäussert haben: „Nebenbei bemerkt, es ist noch andere Stellen, die bei der betreffenden Debatte der Dinge Kritik hören oder über hören könnten. Es sind die Schweizerinnen, die loszuliegen auch menschliche Wesen sind. Gefährlich für die bestehende Ordnung und für jegliche Ordnung wird nicht sein, die mehr oder weniger kritisch denken, sondern jene, die ganz nicht denken, und die ohne politische Erziehung und Interessen der Frauen, die künftigen Staatsgefässer zu jenem düsteren Dilettantismus erzühen, der zu jedem Unfug, auch dem politischen, disponiert. Es ist kein Glück für die Schweiz — so urteilt Dr. C. E. i.“

das die Schweizerfrau von der politischen und finanziellen Erziehung der Söhne mehr oder weniger ausgeschlossen ist.“ In einem anderen Zürcher Blatt lesen wir: „Auch die Rolle, die das weibliche Geschlecht im Staatsleben zu spielen habe, wurde einer eingehenden Kritik unterzogen und der Redner kam zum Schluss, dass die Frau als Mutter vorerst eine Erziehungsaufgabe zu erfüllen habe, und später über sie, die Mutter, auch einen grossen Einfluss aus auf die Tätigkeit der Familienglieder nach außen hin. Für lautes Wortgebot der Frau im öffentlichen Leben ist der Redner nicht zu haben.“ Im Bericht der „Basler Nachrichten“, dem Organ Nationalrat C. E. i., findet der Basler betreffend die Frauen keine Erwähnung. Sogar lesen wir bei den letzten Tagen des Jahres, welches ein so wichtiges Element: „Zurückhalten“ ist heute die Parole, ehlicher Kampf wohl, aber kein heulendes Weinen. Mit der Erlösung unseres Staates experimentiert man nicht. Die Demokratie schließt alle Mitbestimmung in sich, die von gutem sind. Im übrigen ist kein Moment schillernd, gewiss in der europäischen Geschichte, als der heutige, um in unserer Schweiz eine Umwertung aller Werte vorzunehmen. Wir alle sollten uns finden in dem Wunsche: „Gott erhalte uns den Frieden.“ J. M.

richt, dass schon damals Vorarbeiten gegen Doppelverdienere zu finden sind. Besonders interessiert uns aber zu hören, dass die Frauen damals schon als städtische Beamte, als Turn- und Jodelchöre, als Selbstbeschäftigten, als Krankenpflegerinnen und Schullehrerinnen und Kinderpflegerinnen angeestellt sind. Zwi. der 1389 und 1497 werden in Frankfurt 15 Verordnungen erlassen.

Aber die Gewerkschaften reichten für die Frauen nicht aus. Sie mühten sich anderweitig Unterstützung finden. Sie fanden ihn nicht nur in den Klöstern, sondern es gab schon damals in etwas wie die modernen Stifte und Altersheimen, in welchen die Frauen ihr Vermögen oder eine Lebensrente einbrachten und gemeinsam hausalten führten. Diesen Stiften (Sammengängen) ging später nicht immer ein guter Ruf voraus, Zucht und Ehrlichkeit, übertriebener Luxus usw. brachten diese Einrichtungen zum Verfall. Dienten diese vor allem der Aufnahme begüterter, alleinlebender Frauen, so sind nicht minder eigentlich die sogenannten Armenanstalten, die grossen Wärdern und Frauen Zuflucht boten, durch Stiftungen bedingt, waren diese „Ernährungs- oder Seelhäuser“ oder „Nehlgärten“ dieselben, um sich erhalten zu können, auch die Arbeit ihrer Frauen angebotene, die aber um dem Gewerbe nicht so große Konkurrenz zu machen, auf einzelne Zweige, oder auch auf Krankenpflege usw. beschränkt wurden. Die Erziehung der Frauen gehört zu den interessantesten Erscheinungen des Mittelalters, die freilich sehr viel zu der fortwährenden städtischen Erhaltung des späteren Mittelalters beitragen. Gleichgültig aber wird mit derselben im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts der bürgerliche Aufschwung der Frauen aus dem Gewerbeleben motiviert, auch der Schutz der Familie ist die Ursache dafür.

immer wieder bringen sich ins die Parallelen zur Gegenwart auf. Sie sind nachgelagert genug auf wirtschaftlichem Gebiet, aber auf diesem, denn was wir heute als Frauenbewegung ansehen, ist erst in zweiter und dritter Linie Kampf um die Sicherung des Fraueninflusses im öffentlichen, kulturellen und politischen Leben.

Frauenarbeit im Mittelalter.

Der bereits auch bei uns deutlich sich abzeichnende Kampf gegen die Frauenarbeit, der beginnende häusliche Aufbau der Wirtschaft in unserer Nachkriegszeit, die damit verbundene Wiederherstellung des Justizwesens machen es notwendig, dass wir uns mit der Frage beschäftigen, die in der Tiefe, mit grundsätzlichen und wirtschaftlichen Überlegungen, jedoch auch in die Breite und Breite führen, das wir uns aber namentlich auch der historischen Zusammenhänge viel mehr als bisher bewusst werden. Gegenüber einer Auffassung, die — zwar aus Deutschland stammend, aber auch bei uns sich festzusetzen beginnt — die Frauenbewegung als eine Tochter des Liberalismus hinstellt, die mit ihm zu Grunde getragen werden müsste, kann nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, dass die Frauenfrage, — vor allem soweit sie Gewerbestreite angeht — im Mittelalter nicht anders steht, als heute, und dass die Kampfsätze der Frauenarbeit und von den Städten und von der Kirche auf mannigfaltige Weise zu lösen versucht wurde.

gerlichen Charakters mit rechtlichen, militärischen und politischen Aufgaben, zu denen ja die Frauen nicht zugelassen waren. Schon dies erschwerte ihre Teilnahme in die Zukunft ausserordentlich, dazu kamen man die Wärdern nicht auf Vordringlichkeit, die doch früher zur Ausbildung der wichtigsten Stellen gehörte. Dennoch findet man merkwürdigerweise das ganze Mittelalter hindurch Frauen in den Ämtern, nicht nur als „mittelschwere Familienangehörige“, sondern teils als fremde Lohnarbeiterinnen, teils als selbständige Meisterinnen, und sogar reinweibliche Zünfte gab es. So ihnen gehörte vor allem das Textilgewerbe, das ja auch heute noch grossenteils von Frauen betrieben wird. Die Fein- und Wolleweberei, das Spinnen und Spulen, das Wollen und Schleierweberei lag in den Händen von Frauen, merkwürdigerweise aber nur zum Teil der Schweizer. „Im ganzen“, so sagt Bucher, „kann man über Frauen im Mittelalter sagen, dass Frauen von keinem Gewerbe ausgeschlossen waren, für das ihre Kräfte ausreichten.“

Im Mittelalter war die Frauenfrage tatsächlich eine reine Erwerbsfrage. Die ganze Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch einen unverhältnismässig grossen Lebensschwund der Frauen im betriebsfähigen Alter. Karl Bücher, immer noch der Klassiker auf diesem Gebiete, gibt z. B. an, dass in Nürnberg im Jahre 1449 auf 1000 Einwohner 127 Frauen kamen, in Basel um 1454 auf tausend Männer 124 weibliche Personen. Was konnten die Frauen anfangen, die nicht in der Ehe Versorgung fanden? Sie mühten auf einen Erwerb hinaus, wenn sie nicht verhungern wollten. Wohl konnten im Mittelalter, das zwar der Frau schon eine Reihe von Betätigungsmöglichkeiten bot, noch mehr Frauen im Haushalt beschäftigt finden als heute, und viele Wärdern und Wärdern hatten bei Verwandten einen Unterschlupf. Aber doch waren viele Frauen zu einem überaus ärmlichen Erwerb gedrängt.

Andere bemerkten vor schon frühe die Tendenz, die Frauenarbeit mehr und mehr zurückzubringen. Diese Wendung beschränkt sich zunächst gegen die Meisterarbeiten, deren Recht auf eine gewisse Zeit beschränkt oder an bestimmte Bedingungen geknüpft wird. Sodann gehen das Mitarbeiter der Wärdern und der weiblichen Familienmitglieder, endlich auch gegen die selbständige Tätigkeit der Frauen in den Ämtern. Die Geschlechterverhältnisse fangen an, sich zu weigern, neben den weiblichen Arbeiter zu dienen; die Wärdern klagen über Verringerung ihres Nahrungsanspruchs. Im 16. Jahrhundert leitet nach die öffentliche Gewalt diesen eherigen Verdrängungen Widerstand, im 17. Jahrhundert erlaubt sie dazu völlig, und so kommt es, dass nur in vereinzelten Fällen bis ins 18. Jahrhundert die Frauenarbeit im Handwerk sich erhalten hat.

Zufolgt war die Zurückverlegung der Frauen zum Haus, nicht gleich. Die Gründe waren im Mittelalter nicht nur wirtschaftliche Zusammenhänge, sondern auch korporative Rücksichten

gegenüber wie als Jüngling. Das Dürere hat schon Anfang und Erntezeit in seinem Menschenleben. Es ist ihm bewusst, oder unbewusst Sinnbild drohender Schicksalsschicksale. Er weiß gewiss das Grauen ab, das seine romantische Jugend liebt. Er baut jetzt sein Haus auf die feste, sonnige Bergterasse, die ihm zum Ausfluge in die Höhen auch den Ausblick in die Tünder, den Ausblick in das Tal und Ferne schenkt. Er ist, wenn ihm das Leben gelang, Versorger geworden in irgend einem Berufe. Wenn er als Kind und Jüngling in Hinblick seine Betätigungsaufgabe im Sinnungskommen, so überlebt er jetzt ganz von seiner eigenen Höhe eine weit, regame Umwelt. Auf einem Gipfel, im weiten Lebensraum, vor dem wuhende Meer, immer ist er nun Geopfertler, der nicht nur anheimt, sondern der Natur seine Antwort gibt.

Erneuerung.

In der letzten Nummer wurde auf die neue Richtung im politischen Leben der Schweiz hingewiesen und die Ansicht ausgesprochen, dass die Preisgabe der demokratischen Staatsform zur Bewältigung der Gegenwartsaufgaben nicht unwichtig und eine andere Form nicht besser geeignet ist. Diese Ansicht ist noch etwas näher zu begründen.

Es gibt keine absolute richtige Staatsform. Als Organisation der Gemeinschaft hat sie sich dem Charakter derselben und ihren Bedürfnissen anzupassen. Die Frage nach der „richtigen“ Form kann deshalb nur für einen bestimmten Staat in einem bestimmten Zeitpunkt gestellt werden. Die schweizerische Demokratie hat sich organisch und dem Volksharakter entsprechend entwickelt. Sie entspricht einerseits dem im Weiten des Schweizerischen Lebens nach freier Selbstbestimmung, andererseits dem Bedürfnis nach Anknüpfung der Vergangenheit an die Zukunft. Die Frage nach der „richtigen“ Form kann deshalb nur für einen bestimmten Staat in einem bestimmten Zeitpunkt gestellt werden. Die schweizerische Demokratie hat sich organisch und dem Volksharakter entsprechend entwickelt. Sie entspricht einerseits dem im Weiten des Schweizerischen Lebens nach freier Selbstbestimmung, andererseits dem Bedürfnis nach Anknüpfung der Vergangenheit an die Zukunft.

Berge und wir.

Es geht uns mit den Bergen wie mit unsterblichen Wesen der Literatur: wir kommen immer zu ihnen zurück, in allen Lebensaltern, und wir finden sie beim Wiedersehen verändert, weil wir uns verändert haben. In diesen Wiederbegegnungen erleben wir unsere Vergangenheit und Entwicklung. Als wir Kinder waren, konnte nichts uns mehr entzücken als die Einmaligkeit einer letzten Aufnahme auf der höchsten Berggipfel oder in der hintersten Talwindung. Dort hätten wir bleiben, unsere Ferien zu verbringen, nicht einmal, zwei, drei Wochen, sondern in einem unendlichen Wärdern, der jedes menschliche Gefühl überdient und uns jeden Augenblick an die wilde Macht der Naturgewalten erinnert hätte. Zu unser Jüdl brante kein labbarer Weg führen: es schmeckt und unangenehm der Pfad zu unserer Suite war, uns selber gefiel er uns. Die Wärdern, von Gletscherflüssen gekrönt, wuschelten wir uns als Hinterland, und sie sollten so hell sein, dass wir den Kopf zurückwerfen mussten, um ihren Scheitel zu sehen. Kein Talfehl war uns damals zu eng, keine Schlucht zu schmal, kein Wärdern so tief, um nicht unsere Freunde an grobkörniger hinterer Komantik zu werden. Das Unwirkliche reizte unsere Abenteuerlust, die wilde Einmaligkeit lockte unsern Freiheitsdrang, das Verbotene zog den schaffenden und bannenden Robinson in uns an. Dem drehenden Anblick eines abendlichen Felsfelsens, dem Wärdern stand unter letzteres, unser Leben nach unbefangenen Gemüt nur als Großartigkeit; und nach Größe schenken wir uns, nach einfach zu erschaffender, massiver Großartigkeit. Nach mit langsam und hindurchdringlich Jahren waren wir Romantiker. Ich habe Freunde,

die sich in jenem Alter ein kleines Versteck bauten für einen Liebhaber, die uns damals das Ideal eines Sommerbühls schenken; schamender Wärdern, schwarzer Tannenwald auf zwei Seiten, als Jungfrau nur ein Wärdern und über allem die hohe graue Felswand einer berüchtigten Verstecke. Und nichts zu sehen vom Tal, von den nächsten Alpenhöhen, nur Fels, Wald und Wasser. Meine Freunde sind ihrem Augenblick nicht unter geworden; sie feierten hoch manchmal: „Wenn wir nur wenigstens zweihundert Meter weiter vor wären und ein paar bewohnte Hütten sähen und ein Städchen vom Tal her kämen.“ Und so haben die meisten von uns sich geändert. Ein Städchen ohne Ferne wollen wir, Hoffnung und Ausweg, wie ihn die Alten wie in ihre Bilder hineinprojizieren, und Stätten, der Menschen, denn wir sind durch ein halbes Leben mit ihnen verwechselt, durch Taktgefühl, durch Wärdern, was uns Hände mehr oder weniger mit ihnen verbunden.

Der Mensch auf der Höhe des Lebens braucht Horizonte. Die Berge sind ihm zwar noch immer Freund, und das reine, unbefleckte Entzücken seiner Jugend hebt nach in seinem Herzen bei ihrem Ausblick, aber er ist einmüde in die menschliche Gesellschaft und sucht nicht mehr die wilde Dede auf, um seine Begeisterung und Träume vor ironischen Augen zu bergen und aus düsterer Grösartigkeit imaginäres Erlebnis zu empfangen. Er sieht den Berg im Gewand der Jugend, wie er selber jetzt in einem weiteren Verzicht des Lebens steht. Das ergründungslose Versteck ohne Ausblick ist ihm unvollständig; er braucht das Düreren, nicht nur das Düreren; er ist der Wirkungen des Wärdern. Auch steht er dem Düreren, drohenden Charakter großer Bergmalen nicht mehr unbeeinträchtigt gegenüber wie als Jüngling. Das Dürere hat schon Anfang und Erntezeit in seinem Menschenleben. Es ist ihm bewusst, oder unbewusst Sinnbild drohender Schicksalsschicksale. Er weiß gewiss das Grauen ab, das seine romantische Jugend liebt. Er baut jetzt sein Haus auf die feste, sonnige Bergterasse, die ihm zum Ausfluge in die Höhen auch den Ausblick in die Tünder, den Ausblick in das Tal und Ferne schenkt. Er ist, wenn ihm das Leben gelang, Versorger geworden in irgend einem Berufe. Wenn er als Kind und Jüngling in Hinblick seine Betätigungsaufgabe im Sinnungskommen, so überlebt er jetzt ganz von seiner eigenen Höhe eine weit, regame Umwelt. Auf einem Gipfel, im weiten Lebensraum, vor dem wuhende Meer, immer ist er nun Geopfertler, der nicht nur anheimt, sondern der Natur seine Antwort gibt.

In welchem Lebensalter lieben wir die Berge am meisten? Jeder kann für sich selber entscheiden. Und jeder entscheidet verschieden im Wandel des Jahreszeiten.

Reinhold und Mathilde.

Erzählung von Olga Amberg. (Schluss) Nach wenigen Tagen las Mathilde in der Zeitung eine Bergbesuchsanzeige mit dem Inhalt: „Blau, Irma, Leib, 20 Jahre, drei Monate, sechs Tage.“ Sie hatte den Zeitungsausschnitt eine Weile auf ihrem Tisch liegen. Ihre Gesichtslinie merkte das verlorene Blut; ihre Angst kam nicht darüber hinweg, dass Irma Blau wahrhaft die Geliebte Reinholds gewesen sei. Sie war immer bis zur Türe der hintersten Wärdernstube getaumelt. Traurig und verflört vernahm sie vor dem Leichenhaufe, das die Tote an Schwindsucht verlorben lie. Schwere Mites kam sie heim. Sie erwartete vom Wärdern etwas Wichtiges. Die Frage nach dem Städtchen des Todes und ihr Leben, was leben? Warum sterben? Leben, das war für sie, nicht aus der Rangeliste, wobei ihr Vaterhaus sie wies, zu treten. Tot sein, das war hinausgegangen werden über die Schwelle des Danks, nie zurück. Nicht und rechts menschliche Zeiten, Altes, Neues, Barte, Welt, Zeitler. Das war es nicht. Davon wollte man nicht. War doch ein Leben auf der Straße mit Reinhold recht gewesen? Es hatte sie angezogen. Nun müsste sie das Bild des herrlichen Wärderns Irma Blau in sich hinein. Alle Wärdern der Lebenden, lebend, sie wurde Zeit, das Ders kämpfte nicht mehr, der Tod war leicht,

